

(Nachdruck verboten.)

Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

10) Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Alfred Heuter

An solchen Tagen fand ihr Gatte Cäcilie wieder in frostiger, feinen Liebkosungen gegenüber fast feindseliger Stimmung. Es lag gleichsam wie ein Schleier vor ihrem Gesicht, das kleine Testament war wieder an seinen alten Platz zurückgekehrt.

Sie stieß ihn mit den Worten zurück:

„Mein lieber Elias, ich fürchte, ja ich fürchte sehr, daß Deine Liebe nicht die wahre ist. Wir sind ausgezogen, um gemeinsam Christum zu suchen, aber ich glaube, daß wir uns täglich mehr von ihm entfernen.“

Und da sie wirklich so niedergeschlagen zu sein schien, daß er nicht den Mut zu weiteren Härlichkeiten fand, so zog er sie in seiner Furcht rasch weiter der Natur und Einsamkeit entgegen.

Denn auch auf sie übte, trotz ihres positiven Glaubens, der Zauber der Landschaft seine magische Wirkung aus. In diesem Lande, wo alles — die Harmonie der Farben, die klassische Schönheit der Menschen, der Duft der Blumen — berauschend zu den Sinnen spricht, fühlte die kleine Diakonistin ihre Gewissensbisse und geheimen Besürchtungen dahinschwimmen, wie der Schnee des Sannin vor dem Lenzeshauch.

Schon vier Monate waren seit ihrer Vermählung verfloßen. Cäcilie hatte nun ganz rosige Wangen und einen heiteren, regen Geist. Eine gesunde, schöne Lebenskraft strömte von ihr aus. Sie interessierte sich für Tiere und Blumen, zog ein kleines Gazellchen mit der Saugflasche auf, wand Girlanden von rosigen Oleanderblüten, badete in den Quellen und streckte sich danach im Grase aus. Und wenn sie morgens an den Abhängen spazieren ging, schüttelte sie schelmisch die noch vom Morgentau glitzernden Bäume, daß die Perlen auf Elias herabregneten.

Sie fing auch an, arabisch zu lernen und nun nahmen sie an den ländlichen Festen teil, open duftendes Gebäck, rauchten Margileh und amüsierten sich, wenn man sie von den hohen Mouscharabis herab mit Rosenwasser begoß.

Und als eines Tages bei einem Besuch die syrischen Frauen sich — den elementarsten Höflichkeitsgeboden Folge leistend — mit sehr bezeichnender landesüblicher Gebärde nach der Anzahl ihrer Kinder erkundigten, hob sie schelmisch alle zehn Finger hoch und erklärte kühn:

„Und lauter Knaben!“

„Bismillah! Bismillah! Welch gesegneter Busen!“

Und die Frauen erschöpften sich in hochachtungsvollen Verneigungen vor ihr und in Beglückwünschungen ihres Mannes.

Bei der Rückkehr flüsterte Elias ihr aber lustig ins Ohr:

„Kleiner Prahlhans! Wie wäre es nun, wenn ich Dich beim Wort nähme? Zehn Jungens! Simulische Güte, was sollten wir wohl damit anfangen? Da wären mir Mädels schon lieber, weil sie doch wahrscheinlich nach Dir ähneln würden. Und wir könnten sie wenigstens als Diakonissen unterbringen. Aber ich fürchte, sie würden nur unechte Diakonissen werden, ebenso reizende unechte Diakonissen wie Du, meine schöne Blume vom Libanon.“

12.

Es war ihr letzter Tag auf Syriens Boden.

Sie befanden sich in Djebail, dem alten Byblos, und lagen auf einer blumigen Wiese ausgestreckt neben einem heiligen Quell, wo einst phönizische Mädchen dem Gotte Pan ihre Opfergaben gestreut haben mochten.

In der Ferne senkten sich die roten Klippen von Beirut ins Meer; etwas näher schliefen in einer kleinen ruhigen Bucht auf der Seite liegende Fischerboote im glitzernden Sande.

Sinter ihnen im Gebirge feierten die Maroniten ein religiöses Fest. Die Synambrer*) hallten im Zedernwalde

*) Holzplatten, die mit Hämmelein zum Tönen gebracht werden.

wider, und eine Frauenprozession, die einen unsichtbaren Abhang herabgekommen war, erschien nun im Tale und stieg danach einen Fußpfad der gegenüberliegenden Anhöhe empor.

In Trauerkleidung schritten sie hintereinander, und ihre grauen Kreppschleier wehten wogend zwischen den Zypressen, die am Wege standen.

Sie sangen eine alte syrische Litanei, eine klagende, ergreifende Trauermelodie. Die angezündeten Kerzen, die sie in den gefalteten Händen trugen, warfen goldene Lichter auf ihre dunkle Kleidung, Ministranten, die sie begleiteten, streuten Blumen und verbrannten Weihrauch und Myrrhen. Ein Pope mit schwarzer Mitra und langen, eingedöhten Haaren schwenkte ein Kreuz.

„Herr, erbarme Dich! Erbarme Dich, o Herr!“

Und die Witwen antworteten:

„Erbarmen! Erbarmen!“

Langsam stiegen sie zu einem Tempel empor, wo in einer lichten Grotte der Jesus, den sie beweinten, ihrer Legende gemäß ein zweites Mal auf Marias Knien verschieden sein sollte.

Alle Hügel des Libanon rund umher hallten von ihren Klagen wieder.

Und während Cäcilie die Enden ihrer gelösten Flechten im Wasser des heiligen Quells schwimmen ließ, dachte Elias an die Mädchen von Byblos, die einst auch so, einmal im Jahre, zur selben Höhe emporstiegen, um dort in derselben blumigen Grotte den Tod eines anderen Gottes zu beweinen, den Tod des Adonis, der in den Armen seiner Mutter Venus seinen Geist aushauchte.

„Nichts anderes ist's, als die ewige Geschichte des Menschengeschlechts, die Geschichte unserer Freuden und Leiden,“ sagte er zu Cäcilie, die ihm gar nicht zuhörte.

Später versank alles auf den Zedernbergen in Stille, und die Maroniten zogen sich hinter die Wälle ihrer befestigten Dörfer zurück.

Schwer und schwül wogte der Duft des Weihrauchs und der zertretenen Blüten in der Luft. Die von der Flut wieder flott gemachten Fischerbarren ächzten im Verein mit der Brandung, die an ihren Ankerketten rüttelte.

Die Sonne sank ins Meer. Wie ein Riese breitete die Dunkelheit ihren Mantel über die ruhige Bucht.

Elias wurde traurig bei dem Gedanken an ihre Abreise, die auf den nächsten Morgen festgesetzt war.

Er dachte an Jerusalem und er sah es vor sich, grämlich, wild, hart, Erde und Himmel betäubend, die unfruchtbare Hauptstadt eines verfluchten Reiches, wo die Gärten nur Friedhöfe, die Flüsse nur ausgetrocknete Rinnen und die Berge nur kahle, vor Hitze gleißende Klippen sind.

Wie würde man sich nach dem Abschied von dieser entzückenden Gegend wieder an ein Land gewöhnen, in dem kein Wasser, kein Grün, keine Freude ist?

Freilich, nichts zwang sie, dorthin zurückzukehren, Warum sollten sie nicht direkt nach Frankreich reisen?

„Wie wäre es, Cäcilie, wenn wir den nächsten Dampfer nach Europa nähmen?“

„Welche Torheit, Elias! Du weißt doch, daß unsere Rückkehr nach Jerusalem eine abgemachte Sache ist. Erstens haben wir uns von unseren Freunden gar nicht verabschiedet und dann mußt Du doch auch Deine archäologischen Forschungen wieder aufnehmen. Wie mein Vater mir im letzten Briefe schrieb, freute er sich sehr darüber, da Du so Deine Wissenschaft in den Dienst unserer guten Sache stellen und dadurch fast ein Werk des Evangeliums vollbringen könntest.“

Schließlich brauche ich ja nicht ewig dort zu bleiben, dachte Elias bei sich, doch tröstete ihn dieser Gedanke nicht; und der sich immer dichter auf ihn herabsenkende Schatten erschien ihm wie ein riesiger Schicksalsfittich, der sich über ihm entfaltete, während in seinen Ohren noch das „Erbarme Dich“ der in Trauer gekleideten syrischen Frauen nachklang.

Ein Angstgefühl bedrückte ihm das Herz. Er umschlang seine Frau:

„Ach Herzlieb, ich habe Furcht. Mir bangt vor der Zukunft. Ich glaube, die Tage unseres Glückes sind vorüber. Ach Liebste, Liebste, wie gern möchte ich hier mit Dir sterben, hier am heiligen Quell unter duftenden Blüten.“

Auf dem Seewege kehrten sie nach Palästina zurück. Von Jaffa nach Jerusalem zogen sie nun noch einmal gemeinsam denselben Weg, den sie einst getrennt gemacht hatten.

Elias schlimme Ahnungen zerflatterten in der Luft wie Cäcilien's blauer Schleier, der vor ihm wehte. Ihr Weg führte sie durch Armidas' Zaubergärten, wo die Zitronenbäume in Blüte standen; bis zu dem sandigen Ramleh begleitete sie das Blühen und Dufte.

Später kamen sie in die Ebene von Saron, wo die Lerchen sangen. Rötlich glitzerte in der Mittagsglut das Terebintental.

Juda und Ephraim rollten ihre dunklen Gebirgsketten gegen das in der Dämmerung rötlich schimmernde Moab auf. Phantastisch geformte Felsen und riesige Disteln säumten den Weg ein, eine herbe und feierliche Stimmung breitete sich über dem Abende aus.

Bei Nacht kamen sie vor Jerusalem's Wällen an, am Jaffatore stiegen sie ab.

Und als Elias, an den Cäcilie sich zärtlich lehnte, beim Schein der pendelnden Laterne durch die eisenbeschlagenen Torflügel eintrat, dann die gewundenen Höhlänge des Portikus durchschritt und an der Umwallung der Wassergräben entlang ging, als sein Schritt auf dem Berge Zion, den Gottfried von Bouillon einst im Sturm nahm, dröhnend erklang, und der schwere Hottürklopfer weithin durch die Stille des Christenviertels schallte, hielt er sich wirklich für einen Eroberer, der in das schlummernde Jerusalem einzog.

Schon am nächsten Morgen fesselte ihn die Stadt wieder durch ihren melancholisch-großartigen Reiz.

Sein in die Vergangenheit verliebter Geist schweifte schon wieder mit Entzücken im Labyrinth der dunklen Gäßchen, im Irrgarten der unterirdischen Kirchen, Wälle und Ruinen, wo sich Jahrhunderte menschlicher Gedankentätigkeit aufgestapelt hatten und wo auf Schutt- und Trümmerboden mit dem Hioy und der Myrthe auch die unangetasteten Traditionen sproßten.

Und er sah sich schon vor dem Tempel des Herodes und der Omarmosche, oder in der Koptenkapelle bei ihrer schwarzen Madonna, unter dem Gewölbe der Heiligenbildermaler, die, den byzantinischen Goldgrund mit ihren Wachskerzen verflitten. Ferner in den düsteschwangeren Sonst^{*)} den erfrischenden Hammams^{**}) in dem zur Andacht stimmenden Gethsemane und an der Klagemauer bei ihren Juden. Oder er träumte sich auch ganz einfach auf dem Marktplatz mit all seiner Sonnenglut und all seinem Farbenreichtum, mit seinen Sprachen aus allen Zeiten, seinen Kostümen aus allen Ländern, mit all seinen Besuchern, vom sabaitischen Wechsel bis zum amerikanischen Globetrotter. Und immer und überall überkam ihn das feste berauschende Gefühl, das Leben aller Epochen mitzuleben und von ihrem Lichte zu kosten.

Nun schien ihm der Gedanke, sich dauernd in Jerusalem niederzulassen, schon freundlicher. Es dünkte ihm ganz angenehm, an einem Orte, wo sein Traum einst kaum die Umrisse angenommen hatte, jetzt die Wirklichkeit weiter auszubauen. Die Nachbarschaft der Ruinen würde ihr Glück köstlicher, die Einsamkeit der Stätten ihr Einbernehmen noch inniger machen, die Erinnerung an frühere Streitigkeiten ihren Frieden erhöhen.

Was kümmert ihn der Mangel an Wasser und Grün? Gatten sie denn nicht als Ersatz für das Murmeln des Quells und das Rauschen des Laubes das geheimnisvolle Flüstern ihrer Seelen? Trug er denn nicht in seinem Herzen Syriens sprudelnde Quellen und des Libanon ewige Gärten?

Und überdies würde ihr für europäische Verhältnisse bescheidenes Vermögen ihnen hier eine behagliche, unabhängige Existenz gewähren, denn in Palästina hat seit Christi Zeit der Wert des Geldes noch keine Aenderung erlitten.

Zweiter Teil

1.

Unter Jerusalem's Stadtteilen ist der vom Berge Zion der öfeste und malerischste.

Auch das neutralste Viertel ist er, auf das alle anderen friedlich auslaufen.

Vom Ghetto durch eine Mauer geschieden, die gegen den

*) Sonst = Laden.

***) Hammam = Bad.

Himmel emporragt, gleichsam um bis dorthin die Trennungslinie zu verlängern, ist er auf der anderen Seite durch die dicken Gewölbe der Bazare gegen den Tumult der Araberstadt geschützt. Im Westen stuft er sich in Terrassen und Hügeln nach dem anglikanischen Bischofssitz und seiner Kapelle zu ab, die weiterhin vom alten armenischen Kloster, das im Frieden seines hohen Cypressengartens begraben liegt, überragt werden.

Ein Schutthügel, ein wildes Raktusgestrüpp, dessen fette Blätter durch die Zinnen der Umwallung wachsen, schließt hier die Stadt ab, die sich dann noch jenseits der Mauern an der abschüssigen Seite des Zionsberges als ein Hause unförmiger, Maulwurfshügeln ähnlicher Hütten fortsetzt, wo armseliger Ausschuß der Menschheit, mit allerlei körperlichen Gebrechen behaftet, in Leid und Verzweiflung beisammen hoßt.

Im Norden des Viertels reckt sich die massige Silhouette der Davidsburg empor, und jenseits der unergründlichen, von Blumen überwucherten Gräben heben sich gegen den Himmel die alten Wälle ab.

Eine breite Straße mit Fliesen, die von Jahrhunderten glatt geschliffen sind, verbindet das obere Zionstor mit dem unteren Jaffatore und senkt sich wie ein Strom von Licht und Stille zur düsteren, geräuschvollen Stadt herab.

Und so imposant ist die Einsamkeit dieses Berges, daß weder moderner Verkehr, noch religiöse Gehässigkeit sie jemals zu profanieren wagten. Man hat hier wohl Läden eröffnet und Streit gefäet, aber die Geschäfte fielen bald in Schlaf, wie die Dinge um sie her, und der heiße Fanatismus kühlte sich im tausendjährigen Schatten dieser Steine ab, von denen noch ein Hauch der Erinnerung an den König Salomo ausgeht, der hier von der Eitelkeit alles Strebens und der Vergänglichkeit aller Wünsche sang.

Nichts stört den Hügel in seiner Ruhe. Die türkischen Trompeten, die manchmal von der Davidsburg ertönen, scheinen nur die entschwundene Herrlichkeit wachrufen zu wollen. Der Klang der Glocken von der anglikanischen Kirche verliert sich ins Weite — ihre Stimme ist zu schwach, die Urmutter zu rühren — und wenn im armenischen Kloster die Synambren ertönen, möchte man es für irgend eine barbarische Musik halten, die das vom Ewigkeitsraum umfangene Zion aufriitteln soll.

Selten nur sieht man hier Juden und Araber gehen. Sie ziehen diesen hallenden, von Sonnenglut erfüllten Straßen ihre stummen, dunklen Gäßchen vor, an deren Mauern sie wie Schattengebilde entlang huschen.

Auch sprießen nach der Regenzeit Mohn und Maßliebchen zwischen den Fliesen hervor, Gipskraut zittert auf den Brüstungen, von den Zinnen herab hängen Gerstenhalme, und im Schatten der Feigenbäume läßt Sahnenkraut es sich wohl sein. Dann wird dieses sonst so unveränderlich erste Viertel eine Stätte voll vergänglicher Anmut und kurzer Frühlingschönheit.

Einmal aber im Jahre erwacht der stille Stadtteil aus seinem Schlummer. Das ist zur Zeit der Sommersonnenwende, und dieses Erwachen dauert kaum acht Tage.

Dann ist der ganze Hügel zu einem großartigen Jahrmarkt umgewandelt, zu dem alle in der Umgegend fehbasten, wie auch die umherziehenden Stämme herbeiströmen, um ihre Produkte abzusetzen oder einzutauschen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das findelkind.

Skizze von Ojalmar Höglund.

Sie sahen am Herdfeuer. Ihr kennt doch wohl alle noch die großen, offenen, weißgelackten Herde, deren Feuer lustig die Stuben erhellten und die an den langen Winterabenden Sagen und Märchen geboren? Sie sind jetzt so gut wie verschwunden, die alten Herdfeuer, und mit ihnen die Märchen. Die Leute sitzen abends an Tischen mit einer Zeitung und der Lampe über sich. Sie haben keine Zeit mehr zu Sagen und Erzählungen. Damals saß aber der Alte in der Mitte der Seinen am Herdfeuer und berichtete:

Die Geschichte, die ich Euch erzählen werde, liegt ein ganzes Menschenalter und länger zurück, als die heutige Jugend sich erinnern kann. Ich erinnere mich aber noch sehr wohl der Zeit, als es hier im Dorfe viele Findelkinder gab. Ich weiß nicht, wo alle die Stockholmer Kinder jetzt bleiben; denn ich denke mir, daß sie nach wie vor zur Welt kommen, daß ihr Strom, der früher nach Norden ging, jetzt eine andere Richtung eingeschlagen hat. Gott mag wissen, was aus allen den Kernsteinen geworden ist, hier wurden

ste aber damals eingepflanzt und bildeten, so zu sagen, einen Nebenverdienst für die Bauern.

Sie wurden wie ein Stück Ware bei diesem oder jenem abgelaufen und das übrige blieb dem Zufall überlassen. Einige fielen in gute Erde und trugen Früchte, und andere fielen auf Steinboden und wurden Disteln oder stiechen dahin. Aber was auch aus ihnen wurde, ob sie in guten Kleidern oder in elenden Lumpen gingen, jeder von ihnen hatte doch seine Geschäfte für sich, und das kann nicht jeder von sich sagen. Die Geschichte ließ sich nur schlecht lesen, weil man nur selten mehr als den Schluß fand. Den Anfang kannte niemand.

Sie, Martha, das Hjärpasmädchen war eine von ihnen. Ich war zu der Zeit, als sie kam, noch ein Junge, einige Jahre älter als sie, ich erinnere mich aber noch genau, wie sie bisweilen barfuß mit bloß fast an die Knien nackten, mageren, braunen Beinen und gestülpten und zerrissenen an Hosenträgern befestigten Kleidern umherlief. Und ich erinnere mich noch, wie sie damals, als sie sich auf der Hjärpashöhe umhertummelte, das Kochen erlernte. Mein Gott, wie das Mädchen lachen konnte! Und welche Stimme sie hatte, obgleich sie nur dünn war! Sie wuchs mit der Zeit aber heran und wurde voller, und einen solchen Körper, wie ihren, fand man im ganzen Kreise nicht.

Sie war eigensinnig, die Martha, und infolge der harten Behandlung wohnte Trost in ihr. Poß Wetter, wie die Augen leuchteten, wenn sie Schläge bekam, und wie der Mund stehen konnte, wenn der Sturm über sie hereinbrach! Sie sei eine Hexe, ein widerspenstiges Geschöpf, meinten die Pflegerknechte und peitschten sie. Nicht besser dachte sie von ihnen, und ihr Trost bäumte sich.

Dort im Hause auf 'm Hofe schalt die Pflegemutter und fluchte der Pflegevater, daß es nicht zu ertragen war. Aber oben bei den Spielen auf der Hjärpashöhe oder wenn sie als Sennerin hinausging oder im Milcheller arbeitete und bei der Käsebereitung half, und ihr niemand etwas sagte, dann war sie ein ganz anderes Wesen.

Wart Ihr noch nicht auf der Hjärpashöhe, so geht dort einmal hinauf, wenn der Sommerabend hereinbricht, und die Spitzen der Bäume im Feuer stehen, und die Wolken purpurn glänzen. Dann liegt über dem See dort oben und auf den Dörfern um ihn ein eigenartiges Licht. Als sähe man sie in einem Panoramatafel, und dann ist die Hjärpashöhe herrlich und dann ist die Aussicht von dort oben schöner, als ein Mensch sie beschreiben kann.

Ich weiß nicht, ob sie darauf geachtet und einen Eindruck davon gewonnen hat, jedenfalls war ihr Trost dann aber verschwunden, und ihr Sinn wich wie Seide. Und wie schön sie war! Und wie eigenartig und in sich gelehrt sie war, als trage sie die Herrlichkeit der Hjärpashöhe in sich.

Kun war es hier Sitte, daß die Findelkinder nach der Konfirmation einen Dienst annehmen und für ihr eigenes Fortkommen sorgen mußten. Martha kam in den Gasthof. Dort zieht man die hübschen Mädchen vor, und die hübschen Mädchen, welche die Fremden bedienen, sind ja allerlei Gefahren ausgesetzt.

Und dann kam das, was sich schwer erzählen läßt.

Eines Tages lehrte ein Fremder in dem Gasthof ein. Jung war er nicht und alt war er auch nicht, obgleich sein Haar schon an den Schläfen ergraut war. Aber fein war er, und er kam im eigenen Wagen und hatte seine eigenen Pferde. Martha bediente ihn und sie war schön wie der Tag, und er sah es und die Begierde erwachte in ihm.

An dem Abend knallte in seinem Zimmer eine Ohrfeige, daß es draußen zu hören war, und der Fremde war es, der sie erhielt, und Martha war es, die sie erteilte, und ihre Augen funkelten, als habe sie selbst Schläge bekommen. Mit dem Mädchen war nicht zu scherzen.

Mit dem Fremden aber auch nicht. Er war daran gewöhnt, seinen Willen durchzusetzen, und die Ohrfeige regte ihn nur noch mehr auf. Und da begann oben im Dachzimmer ein Kampf zwischen ihnen und sie rangen auf dem Leppich mit einander.

Und da ereignete sich das Seltsame an der Geschichte und gerade dies machte es zu einer Geschichte.

Plötzlich ließ er sie los und blickte sie mit starren Augen unverwandt an. Ein Halbes hatte sich an ihrem Nieder gelöst, und er hatte an ihren Hals hinabgeschaut, und dort hatte er ein Geburtsmal entdeckt, das er wiedererkannte.

Es gibt nichts Wunderbarereres als das menschliche Geschick, und nichts Eigenartigeres als die Macht des menschlichen Herzens im Wechsel der Gefühle.

„Du bist aus dem Waisenhanse?“ fragte er und verzehrte sie fast mit den Augen.

„Und deshalb glauben Sie das Recht zu haben mich zu kränken?“ erwiderte sie mit leuchtendem Trost. „Ein Heim habe ich nicht. Vater und Mutter habe ich auch nicht — wollen Sie sonst noch etwas wissen?“

Der Fremde war aber wie geschlagen. Leise und zitternd wie ein Verbrecher trat er an sie heran, setzte sich zu ihr und strich ihr das Haar milde, aber ohne Leidenschaft, und fragte sie nach vielem und berichtete ihr dann eine Geschichte, deren Einzelheiten nicht hierher gehören, eine Stockholmer Geschichte von verbotener Liebe, über einen Kampf wie diesen, den er gewonnen hatte, und über die Folgen davon. Und schließlich hat er sie, ihm nach dem Sünden zu folgen, wo er ihr ein Heim bereiten und ihr ein Vater werden wolle, wenn er ihr auch seinen Namen nicht schenken könne.

Ihr hättet sie da nur sehen sollen, Martha, das Hjärpasmädchen, wie sie dasah und lauschte, still und voller Spannung und mit weitgeöffneten Augen, die an den seinen hingen. Und da erwachte das Aufrührerische von neuem.

„Vater! Ihr... Ihr... wollt mein Vater sein und Ihr kommt mit sündigen Gedanken zu Eurem Kinde!“ rief sie aus. „Nein, nein, ich habe weder Vater noch Mutter. Glaubt Ihr, daß ich sie jetzt, wo ich erwachsen bin, haben will? Ein Heim, ein Elternhaus habe ich nie gekannt. Was soll ich jetzt damit? Verschont mich, verschont mich mit neuen Weiden, neuen Schmerzen!“

Damit verließ sie ihn in schnellster Hast. An diesem Abend wurde das Hjärpasmädchen im Gasthof vermisst, obgleich die Wirtin schalt und der Wirt fluchte. An diesem Abend lag sie oben auf der Hjärpashöhe im Gras und zitterte vor Erregung und Schluchzen und rief das eine Mal nach dem andern hilflos: „Vater! Vater!“

Seit diesem Tage gab man ihr im Scherz einen feinen Namen, den Namen, den der Fremde trug.

Einer war aber da, der sie an dem Abend aufsuchte und der suchte, wo sie zu finden war, wenn Leid oder Freud sich ihrer bemächtigt hatte. Er blieb lange hinter einem Baum stehen und blickte sie an, wie sie schmerzberunken dalag, und Gott weiß, wer zu dieser Stunde mehr litt, er oder sie.

Eigensinnig und kalt war sie früher, wenn er ihr von Liebe sprach, zu ihm gewesen, und ich weiß nicht, ob das sie beängstigende Gefühl der Einsamkeit es machte, sicher ist, daß an diesem Abend ihre Arme seinen Hals umschlangen und daß sie an diesem Abend die Seine wurde.

So wurde sie die Frau eines Bauern. Ihr Haus verwaltete sie wie wenige und die Kinder erzog sie gut, bisweilen wohl mit einer etwas unbändigen Liebe. Gerade weil sie selbst auf ihrem Lebenswege von der Elternliebe nichts genossen hatte, wollte sie ihnen desto mehr geben. Aber auch im späteren Alter, als sie ruhiger und in sich geklärt war, kam es bisweilen vor, daß sie, wenn ihr Sinn voll war und sie sich unbemerkt glaubte, dort oben auf der Hjärpashöhe sah und seufzte: „Vater, Vater!“ —

Kleines feuilleton.

— Sächsishe Volkswörter. Ein hörbares Rauern und daher unanständiges Essen bezeichnet latschen oder latschen, und noch schlimmer ist wohl patschen: eigentlich kommt es nur Tieren zu, die Schweine patschen und hapsen beim Fressen (Nies). Vom Vieh gilt zunächst auch das Worgsen oder Wurfen, Verstärkungen von worgen, wirgen: die Kuh worgt das Futter hinein, der Mensch worgt, wenn er feste Speisen in zu großer Menge in den Mund nimmt und mit sichtbarer Anstrengung in den Schlund hinabdrückt; vergleiche was vedrüden = essen. Der Wurfser kann geradezu ein Vielfraß sein. Doch heißt hinunter wurfen auch einige Wiffen in Eile verschlucken und übertragen unverdiente Vorwürfe hinunterschlucken; bleibt jemand das rechte Wort gleichsam in der Kehle stecken, so wurft und wurft er und bringt doch nichts raus. Ohne an einen Vergleich mit dem lieben Vieh zu denken, sagt mancher von sich, er wolle tüchtig futtern (zum Unterschied von füttern). Das Wort hat einen minder derben Klang als fressen, das im Volksbewußtsein etwas Tierisches einschließt; die Fresse wird im Erzgebirge für das Tiermaul und nur verächtlich für den menschlichen Mund gebraucht; doch heißt dort freijig nicht nur gefräßig, sondern auch naschhaft; neben verfressen ist in Dresden auch großfräßig üblich, gibt es doch im Dresdener Volksmund eine Freijagasse (die Webergasse), so genannt, weil man in ihr fast nur Geschäfte mit Fressalien findet. Für essen sagt Dresdener auch: auf der Zahnsagasse sein. Ein unmäßiger Esser frist, wie ein Scheunen- oder Scheffeldrescher und er erhält den Namen Freijwenzel oder Freijlahle, letzteren von dem Wittenberger Fresser Jakob Kahle, der 1756 im Alter von 79 Jahren starb und sogar ein Zeitwort kahlen = oft und viel essen, hinterließ (Köhler). So einer hat gar te Sättige, er stopft's nur so hinter und frist sich nudelbubelbid; aber so feste er auch stoppt, bei ihm heißt es immer: Hunger leiden, mein Gemüt! Wenn er zum Essen kommt, haut er ungenähe oder ungeneißig ein, d. h. nicht nur ungenügsam, gierig, sondern auch so, daß der Unmäßige sich selbst um den Genuß bringt, ein Hinweis auf die Herleitung von genießen; das positive genähe = beides, den, gestittet, besonders beim Essen und Trinken, kommt kaum noch vor, es gehört zu den Worten, die nur durch die Verneinungsilbe un vor dem Untergang bewahrt bleiben (wie unwirlich, unläßig, unbändig, unpaß). (Köhler bezeichnet genähe, genießlich als thüringisch und fränkisch = genau, im Sinne von geizig, intereffiert, auf seinen Genuß und Vorteil bedacht, anderen einen Genuß mißgönnd.) Mancher will seinem Magen löne Stiefmutter sein, oder er ist nur deshalb so viel, damit ihm die Käuße (oder die Käse) nicht den Magen wegragen, wohl in der Vorstellung, daß ein leerer Magen, der schief oder lang hängt, einem leeren Ranzen gleicht, der von Ragetieren verschleppt wird. Der hungernde Magen gleicht sogar einem Kegelschub, in dem die Kegel- oder Betteljunge sich balgen, zum mindestens kollert oder gort's (Erzgebirge) oder kuranzt es einem bei einem mordsmäßigen Hunger im Wauche. (Schon 1541 ist gurren bezeugt für das Knurren des Magens, vergl. mittelhochdeutsch gurgelen, schleifgurgeln.) Wenn der Soldat nichts anderes hat für seinen Hunger,

rammelt er er sich eine (Zigarre) in die Presse, daß der Magen denkt, es wird frisch gebacken. Einem solchen Gaste ist es nicht zu verargen, wenn er alles aufschraubt oder aufschnappt (in Stollberg wurde einmal von einer Tischgesellschaft eine ganze Sau aufgeschnappt), oder doch wenigstens tüchtig hineinleuchtet (erzgeb. neinleucht): er hat in de Klich neinleucht heißt im Erzgeb.: er hat eine große Richtung in dem Vorrat bewirkt, wie denn auch die Kälte in die Kohlen neinleucht, daß sie die Vene recht nanziehn (wie ein Tier, das vorher ausgefressen dalag). —

h. Die Tierwelt im Moosrasen. Zu den interessantesten Studien der Lebewesen zählen jene, die sich mit den kleinsten und kleinsten beschäftigen. Dies gilt sowohl bei den Tieren wie bei den Pflanzen, und hier winkt dem Forscher noch manche Ueberraschung, denn viele dieser Kleinlebewesen wurden seither nur wenig beobachtet. Die Tierwelt des Moosrasens zählt zu diesen vernachlässigten Organismen, und doch geben gerade diese Wesen ein dankbares Beobachtungsmaterial. Sie sind, wie sich aus Untersuchungen des Professors Fr. Richters ergeben hat, ihrer Umgebung äußerst vorzüglich angepaßt, und kommen in allen Teilen der Welt mit ziemlicher Gleichförmigkeit vor. Es bietet keine Schwierigkeit, genügend Material zur Beobachtung zu bekommen, und auch der Umstand ist für die Untersuchungen wesentlich, daß die Moosbewohner wie das Moos selbst den verschiedensten Einflüssen gegenüber ziemlich unempfindlich sind und selbst längere Trockenperioden sehr gut überstehen.

Am häufigsten tritt die Tierwelt des Moosrasens in der Mulmschicht des Mooßes auf, die sich aus abgestorbenen Moosstelen und anderen Vegetabilien gebildet hat. Die meisten dieser Wesen ernähren sich auch von den in Zerlegung begriffenen organischen Bestandteilen dieser Mulmschicht. Manche Arten leben allerdings auch an und von den Moosen selbst. Die größten Moostierchen erreichen nur eine Größe von einem Millimeter, die meisten sind viel kleiner, sodaß ihre Beobachtung nur unter dem Mikroskop möglich ist. Diese Kleinheit erschwert auch das Sammeln der Tierchen, die sich nur mit Mühe aus dem Mulm herausortieren lassen.

Die einfachsten unter den Moostieren zählen zu den aller-einfachsten Lebewesen überhaupt, formlose Protoplasmatropfen, die aber wohl einen Unterschied zwischen organischer und unorganischer Substanz zu machen wissen, und die nicht nur andere Geschöpfe, sondern eigene Artgenossen verzehren. Manche dieser niederen Moostiere haben für einen Schutz des Körpers gesorgt, indem sie aus Chitin, aus Ausscheidungen des eigenen Körpers oder aus Sandkörnchen ein Häuschen bauen; diese zählen in der Mehrzahl zu den Rematoden. Recht häufig sind die Nabeltierchen, die um ihre Mundöffnung eigenartige Fäden, sogenannte Cilien tragen, mit denen sie merkwürdige Bewegungen ausführen. Manche der Moostierchen stehen zu ganz bestimmten Moospflanzen in einem eigenartigen Wechselverhältnis. Unter den Hornmilben, die zu den charakteristischsten Moostieren zählen, und ganz besonders unter deren Nymphen, findet man prächtige Kunstformen von oft gar absonderlicher Gestalt. Auch Krebsstiere, die sich von ihren wasserbewohnenden Verwandten in auffallender Weise unterscheiden und Tausendfüßler mit merkwürdigen Haarbildungen zählen zu dieser Lebewelt, die eine der eigenartigsten Tiergruppen darstellt, die man je hat kennen gelernt. —

ie. Die Kabel im Dienste der Erdmessung. Nach der Vollendung des Kabels, das von dem westkanadischen Hafen Vancouver durch den Stillen Ozean nach Australien und Neuseeland führt, wurde 1903 von Canada aus eine großartige Längenbestimmung vorgenommen, wie sie auf telegraphischem Wege wohl noch nie zuvor ausgeführt worden war, sicher nicht mit ausschließlicher Benutzung eines untermeerischen Kabels. Einer der beiden Gelehrten, die mit dieser Arbeit betraut wurden, Dr. Otto Klob, ist jetzt mit der Berechnung der Werte zustande gekommen und veröffentlicht die Ergebnisse in der Londoner „Nature“. Die benutzten Kabel haben eine Gesamtlänge von 8273 Seemeilen und zerfallen in folgende Strecken: Vancouver—Fanning-Insel 3654 Seemeilen, Fanning—Suva (Fidschi-Inseln) 2181, Suva—Norfolk-Inseln 1019, Norfolk-Inseln—Southport in Queensland 906, Southport—Doubtles-Bay auf Neuseeland 513 Seemeilen. An jeder der Stationen wurden besondere Pfeiler zur Aufstellung der Meßapparate errichtet. Von Southport aus wurden Verbindungen mit den Sternwarten in Sidney und Brisbane und von Doubtles-Bay mit dem Observatorium in Wellington, der Hauptstadt von Neuseeland hergestellt. Nun wurden Zeitprofile über den ganzen Großen Ozean hinweg ausgetauscht, und zwar in der Hauptsache zum Zweck der Längenbestimmung von Sidney oder des genauen Zeitunterschiedes zwischen dieser Stadt und Vancouver. Es handelte sich nun aber außerdem noch darum, einen Anschluß weiter nach Westen hin zu gewinnen. Dafür standen einige erst vor kurzer Zeit gewonnene Werte zur Verfügung, nämlich einmal die Messung des Zeitunterschiedes zwischen Greenwich und Potsdam durch Professor Albrecht zu 52 Minuten 16,051 Sekunden und die von England aus veranlaßte telegraphische Bestimmung der geographischen Länge von Madras in Vorderindien, wobei der Weg von Greenwich über Rotterdam, Teheran, Buschehr am Persischen Meerbusen, Karatschi an der Indus-Mündung, Bombay und Bolaram genommen wurde. Für den Längenunterschied zwischen Madras und Australien mußte mangels einer neuen Bestimmung

ein älterer Wert zugrunde gelegt werden. Die Uebereinstimmung zwischen den beiden Messungen, also der von der Westküste Canadas westlich durch den Großen Ozean und der östlich über den Atlantischen Ozean und Europa bis Australien, ist eine ganz erstaunliche gewesen, denn es hat sich ein Unterschied von nur 0,068 Sekunden ergeben. Danach ist die geographische Länge von Sidney jetzt bis auf 84 Fuß oder rund 25 Meter genau festgestellt, ein Beweis, mit welcher fast unglaublichen Präzision die feinen Meßapparate jetzt die große Erde umspannen. —

hr. Zentralheizungen. In gesundheitlicher Hinsicht kommen der Zentralheizung drei Vorteile gegenüber der Ofenheizung zu: sie verbürge größere Sauberkeit, eine gleichmäßigere Temperatur und eine bessere Lüftung der Räume. Allerdings können diese Vorteile sich leicht in Nachteile umwandeln, wenn die Konstruktion der Anlagen mangelhaft ist, und die Bedienung und Beaufsichtigung nicht sachgemäß erfolgt. Dann tritt leicht Ueberheizung, zu große Trockenheit der Luft, ja direkt Luftverderbnis ein. Manche Systeme haben den Nachteil, daß sie den Zimmerstaub zu stark anziehen und denselben über den Heizkörpern an Wänden und Einrichtungsgegenständen niederschlagen, worauf in der „Rundschau der Bauindustrie“ hingewiesen wird. Andere Systeme haben wieder den Nachteil, daß sie nicht geräuschlos arbeiten oder Ruß erzeugen. Der bekannte Bauingenieur Nieschel vertritt die Ansicht, daß das System der Zentralheizungen noch bedeutend verbesserungsfähig ist, weil vor allem die Gleichmäßigkeit der Heizung noch fehle, und daher die Gefahr der Ueberheizung vorliege, welche durch Wärme- stauung dem Menschen gefährlich werde. Um eine Ueberheizung zu vermeiden, muß die Wärmeaufspeicherung in den Heizkörpern vermindert und die Wärmeabgabe und die Wärmeproduktion selbständig geregelt werden. Professor Nieschel hält für ein Wohnhaus die Warmwasserheizung für das vollkommenste Heizsystem, in zweiter Linie die Niederdruckdampfheizung und zuletzt die Luftheizung. Bei der Warmwasserheizung kann eine weitgehende zentrale Regelung der Wärmeabgabe sehr leicht bewerkstelligt werden, die Anlage ist haltbar und geräuschlos, die Herstellung zwar teuer, aber der Betrieb billig. Die Niederdruckheizung zeichnet sich aus durch geringe Anlagelosten, leichten, billigen und gefahrlosen Betrieb, leicht zu regelnde Wärmeabgabe und geringe Raumbeanspruchung. —

Humoristisches.

— Aus einer Anzeige. . . . Ein Tropfen des Weichensparfüms verleiht Ihrem Taschentuch für Wochen den angenehmsten Geruch. —

— Ganz einfach. . . . Und wie verrechnen Sie nun mit Ihrem Kompagnon? —

„Ganz einfach! Wenn wir z. B. für 100 M. verkauft haben, kriegt jeder 50 M.“

„Und das Geld zum Einlauf der Ware?“

„Bleiben wir gemeinsam schuldig!“ —

— Logik. Professor: Ja, ja mein lieber Herr Kollege, man kommt doch manchmal durch Untersuchungen und Studien zu ganz sonderbaren Schlussfolgerungen! Sehen Sie, als ich gestern an meinen „Lebenserinnerungen“ arbeitete, kam ich schließlich zu der Ueberzeugung, daß ich gar keine Berechtigung habe, nach dem Tode meiner zweiten Frau noch zu leben, ohne alle Gesetze der Logik auf den Kopf zu stellen.

„Aber, ich bitte Sie, verehrtester Herr Kollege . . .“

„Ja, ja, es liegt ganz klar auf der Hand. Hören Sie nur! Vor 30 Jahren starb meine „erste bessere Hälfte“, und vor zwei Jahren stirbt auch noch die „zweite bessere Hälfte“ vor mir. Wenn nun beide Hälften von mir gestorben sind — ja was bleibt denn da von mir noch übrig?!“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

c. In Dänemark gibt es 89 Volkshochschulen, von denen jede durchschnittlich 40 Mitglieder zählt, die an allen Vorlesungen teilnehmen. Der Staat gibt eine Subvention von 160 000 M. und unterstützt die Studenten mit Stipendien, deren Summe sich auf über 200 000 M. beläuft. —

— Im Kleinen Theater findet heute die Erstaufführung der „Antigone“ mit Rosa Vertens in der Titelrolle statt. —

— „Das letzte Mittel“, ein Schwan von Philipp Verges, gefiel bei der Erstaufführung im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg. —

— Die komische Oper hat die Erstaufführung von Mozarts „Figaros Hochzeit“ auf den 20. März angefeht. —

— Das städtische Kunstinstitut in Frankfurt a. M. hat das Bild Victor Müllers „Daphnia am Bache“ angekauft. —

— Das Vermögen der Tiedge-Stiftung (Dresden) betrug am Schlusse des Jahres 1905 661 308,90 M. —

— Vom 1. Juli ab wird eine Untersuchung des Farben-Unterscheidungsvermögens der preussischen Eisenbahn-Bediensteten nach einer neuen, der Nagelschen Methode, durch Augenärzte und geeignete Bahnärzte erfolgen. — Die Bahnärzte haben sich selbst auf ihre Farbensichtigkeit untersuchen zu lassen. —